Haus und Welt

Letztes Geständnis

Und wenn er zurückkommt? Was soll ich gestehen,
Wenn er mich fragt nach dir?
Sag ihm, du habest mich weinen gesehen,
Am Tag, als ich schied von hier.

Und wenn er nun reuevoll forscht und voll Bangen:
Sprich doch, wie finde ich hin?
Sag ihm: Dort fern — sie ist ferne gegangen —
Wohl weiß ich selbst nicht, wohin.

Wie endlos die Nacht! Alle Farben ermatten,
Stille… es dunkelt so sehr.
Wohin? Ach, ich weiß nicht. Ich folge den Schatten
Hände zum Himmel ich her…

Ich meinte, ich könnte das Glück wohl erwerben:
Geliebt sein — und leben mit dir.
Sterben ist leicht… ach wie süß wäre Sterben,
Wüßt' ich geliebt mich von dir.

O höre, erzähl ihm von all diesen Tränen,
Sieh mir im Antlitz die Spur.
Liebe, es träumte so hold sie mein Wähnen,
Doch nur ihr Weh ich erfuhr.

Erzähl ihm, wie zehrend der Schmerz mich verbrannte
Nie gab es größeren Schmerz;
Sag ihm, daß leis seinen Namen noch nannte
Schluchzend im Tode mein Herz

Sein Name hat blutend den Mund mir zerrissen,
Den armen, verschmähten Mund.
Will nur den Namen, den Namen noch wissen,
Bluten erstickt meinen Mund.

Nein schweige, sag nichts ihm! Ich möchte ihn hassen,
Schon' ihn, verbirg meine Not!
Ich sterbe… ich liebt ihn… Verraten, verlassen,
Liebte ihn doch bis zum Tod.

Heideblumen

Skizze von Carl Brandt.

Wunderbar schön ist die Heide, wenn sie sich im erwachten Lenz mit den seidigen Blüten des Wollgrases schmückt. Aber noch schöner ist ihr Kleid im Herbst, wenn das Heidekraut blüht und die braunen sanften Hügel in Purpur und Violett getaucht sind. Wie eine erhabene Königin schaut sie aus, und um den goldenen Schmuck ihres Gewandes, jenen breiten Saum von leuchtenden Ginsterblüten, möchte sie wohl manche Königin der Erde beneiden.

Ja, welch' herrliche, verlockende Bilder waren es, die dem verwöhnten Günstling des Glückes, wie er von seinen Freunden genannt wurde, die Seele bestürmten. Er sah sich in das Traumland seiner Jugend versetzt.

Draußen auf der endlosen flachen Heide, zwischen Birken und Wachholder, sah er das kleine niedere Haus, in dem seine Wiege gestanden. Und vor der Haustüre auf der alten Bank saßen wohl der Vater und die Mutter. — Sie waren stille, zufriedene Leute gewesen, die mit eisernem Fleiße dem Heideboden abgewannen, was sie zum Lebensunterhalt benötigten.

Wie im Traume sieht er sich, seiner Eltern einziges Kind, vor dem Hause im Heidekraut sitzen, — lauschend dem süßen Gesang der Heidelerche, oder gar schon sinnend über sein Lebensschicksal und seine Zukunft. — Seine Zukunft — ja die war schon verwebt mit jener anderen Heidelerche, jenem blonden Mädchen, das seine Gespielin gewesen, so lange er denken konnte ….

Inge, so nannten sie die Leute, war des Pastors Töchterchen um einige Jahre jünger als er, Bernd Henning, des ärmsten Heidebauers Sohn. Sie spielte gerne mit ihm und mußte ihm all die Stunden, die sie gemeinsam in der Nähe der heimatlichen Hütte verbrachten, mit ungetrübtem Kinderglück zu erfüllen. Und welche Phantasie dieses Mädchen besessen hatte! Wenn sie feuchten Auges neben ihm gesessen, unaufhörlich mit ihrer wohlklingenden Stimme zu ihm sprechend, dann erfüllte sich die Heide mit tausend Gestalten, und jede Wachholderstaude und Birke begann sich zu beleben.

Ja, Heidekraut und Ginster, das waren ihre Lieblingsblumen gewesen. Die durfte er ihr immer in großen Sträußen in den Schoß legen, wenn sie seinen Wunsch erfüllt und ihm ein Lied gesungen hatte. Ihm aber ward bei jedem Lied, als öffne sich über ihm der Himmel, und wenn er sich Engelsgesang vorstellen wollte, dann dachte er an Inge und ihre süße Stimme. Aus diesem Grunde wurde sie auch von allen mit Recht die „Heidelerche" genannt.

An all dies denkt der sinnende Mann, — auch denkt er an seinen späteren Lebensweg. Der sonst so freundliche Blick wird finster, wenn er daran denkt, daß da eines Tages dieser fremde Maler auf die Heide kam, seine „Heidelerche" entdeckte und den alten Pastor, Inges Vater, bestimmte, sie nach der Großstadt zu schicken, damit sie dort lerne, das Geld ihrer Kehle in das klingende Gold hoher Sängerinnengage umzusetzen. — Und er, Bernd Henning, war bestohlen worden um die einzige Vertraute seines jungen Herzens, um den einzigen Menschen, der ihn so ganz verstand. — Gewiß, er stritt es nicht ab, sein Verstand war trocken aber seine Gedanken waren messerscharf. Schon in der Schule rechnete er, wie kein zweiter neben ihm. Und später, da er als Lehrling seine Laufbahn begonnen hatte, da erkannten alle ihn als den besten Rechner an. So war er im Laufe der Jahre zur Selbständigkeit und großem Reichtum emporgekommen. Seine Rechenexempel, selbst die schwierigsten, die ihm das Leben gestellt, hatte er stets glänzend gelöst. Und doch — sein Herz hatte an alle dem Streben keinen Anteil. Ihm war, als sei der beste Teil seines Selbst von ihm gelöst worden, seit der Zeit, da Inge Danilo in die Welt gegangen war.

Warum dachte er heute an all das? Warum zögerte er heute mit der Erledigung seiner Tagesarbeit? — Ach, er hätte heute unendlich viel darum gegeben, wenn er sich von seiner Arbeitspflicht hätte lösen können, wenn er hätte fliegen können mit seinen gar nicht geschäftsmäßigen Gedanken.

Sie — Inge Danilo — sie gab heute abend in der Stadt die ihm zur zweiten Heimat geworden, ein Konzert.

Heute sollte er nach langen, langen Jahren wieder ihre Stimme hören, so stand in der Zeitung, die aufgeschlagen vor ihm auf dem Schreibtische lag. Und bei dieser Ankündigung stand zu lesen, daß man eine gottbegnadete Sängerin hören würde, eine Künstlerin, die mit den höchsten Ehren überschüttet wurde, wo immer sie auftrat. Und weiter berichtete das Blatt daß Inge Danilo unlängst mit ihrem Gesang einen reichen Grafen so bezaubert habe, daß er ihr Herz und Hand zum Lohne geboten, sie aber habe seinen Antrag abgelehnt, weil sie nur für ihre Kunst leben wolle

Dies war es, was den reichen Fabrikanten Bernd Henning heute so sehr bedrückte. Was könnte er der verwöhnten Künstlerin sein, wenn ihr selbst die Grafenkrone nichts dünkte in dem Bewußtsein, ihrer hohen Kunst zu dienen?

Endlich fuhr das elegante Auto mit dem reichen Besitzer doch aus dem herrlichen Park der Villa Henning heraus. Lautlos und mit Windeseile glitt der Wagen dem unfernen Ziele zu. Nur das Gefühl des Volkes auf dem Marktplatze hielt ihn auf. Achtlos glitt der Blick Hennings über die buntbewegte Menge der Bauern und Händlerinnen.

Plötzlich zuckte er zusammen. — Sollte dies ein Wink des Himmels sein? Da stand in der Menge ein Kind, das einen Strauß von Heidekraut und Ginsterblumen feilbot. Schnell ließ er den Wagen halten und unbekümmert um das Staunen der Umstehenden und die Verwunderung seines Wagenlenkers, kaufte

er dem Mädchen den Strauß ab und lohnte die Heideblume mit einem blanken Taler.

Unter den Zuhörern im Konzertsaal saß in der ersten Reihe der noch ledige Großindustrielle Henning, ein seltener Gast in diesem lichterfüllten Saale. Mehrere Werke, so von Beethoven, Händel und Mozart waren schon auf dem Flügel verrauscht. Nun wartete das Publikum auf die berühmte und vielgepriesene Sängerin, die den Glanzpunkt des Abends darstellen sollte. Endlich trat sie auf das Podium, eine herrliche Gestalt, eine Brunhilde mit blondem Haar. Und sie sang, — atemlos lauschte die Menge.

Vornüber gebeugt, den Kopf in die Rechte gestützt, saß der Fabrikant da und nahm den Wohllaut jener Töne in sich auf, die ihm mit Macht die Erinnerung weckten an jene kleine „Heidelerche", die damals in den frohen Tagen der Kindheit nur für ihn gesungen hatte. Der rauschende Applaus war verklungen, klopfenden Herzens wartete Bernd Henning auf den Augenblick, da der Diener eine Menge von Blumenarrangements und Sträußen vor der Künstlerin niedersetzte.

Und siehe da — aus der Fülle der kostbaren Blumen wählte die gefeierte Sängerin nur einen kleinen Strauß aus Heidekraut und Ginsterblüten.

Dann richtete sich ihr Blick suchend auf die Menge der Zuhörer, und plötzlich fühlte der Spender dieser schlichten Heideblumen, daß ihre Augen sich mit großer Freude in die seinen senkten. Dieser Austausch und die Freude des Wiedersehens mochte beide wohl tief beglücken. Oder war es ein Zufall, daß die Künstlerin als Zugabe das Lied wählte, das sie Bernd Henning so oft gesungen hatte, das Lied:

„Grün ist die Heide,
Die Heide ist grün . . . . ."

Als nun am Abend Bernd Henning die Jugendgespielin in ihrem Hotel begrüßte, trug sie seinen Strauß Heideblumen am Gürtel — und einige Wochen später, da er seine „Heidelerche" in einer anderen Stadt wiedersah, und er sie bat, die Seine zu werden, da willigte Inge Danilo frohen Herzens ein. Und trotz ihrer Absage an den Grafen war sie nun bereit, ihrer Kunst zu entsagen und Bernd Henning, dem geliebten Jugendfreunde, das Glück und den Frieden zu geben, nach dem er sich seit Jahren gesehnt.

Am Tage nach ihrer Hochzeit aber kehrten sie beide zurück zur Heide, zur blühenden Heide . . . . .

Nur zwei Worte

An dem Briefschalter eines großen Postamtes erschien ein Greis; kein Bettler, aber belastet mit dem unverkennbaren Zeichen der Armut. Er war schon wiederholt dort gewesen und hatte stets umsonst nach einem Briefe gefragt, der ihm vielleicht wegen ungenügender Adressierung nicht zugestellt werden konnte. Es lag nichts vor.

„Wieder nichts!" sagte der Postbeamte.

„Das kann nicht sein", erwiderte der Greis.

„Es muß etwas für mich da sein."

Der Beamte war ein humaner Mann. Anstatt den Alten anzuschnauzen, ging er das Brieffach noch einmal durch und sagte dann gelassen: „Es ist tatsächlich nichts da!"

Der Greis blieb kopfschüttelnd am Fenster stehen. In seinem faltenreichen, verkümmertem Gesicht prägte sich soviel Unglauben aus, daß der Postbeamte seine Versicherung, es liegt nichts vor, wiederholte und sich dann mit der Abfertigung der noch wartenden Personen beschäftigte.

Der Greis trat zurück; als aber eine Zeitlang am Schalter keine Personen erschienen und der Beamte eine Ruhepause hatte, kam er wieder heran.

„Seien Sie nicht böse, Herr . . . !"

„Aber mein Lieber, ich kann doch nicht mehr als nachsehen, und das habe ich nun schon zweimal getan!"

„Ja, aber wie soll denn das sein! Vor drei Wochen schon habe ich meinem Buben geschrieben, und sonst hat er immer pünktlich Geld geschickt und Nachricht gegeben."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Am Ende ist er doch aus seinem Dienste getreten . . ."

„Dann würde ihm der Brief nachgeschickt worden sein."

„Es war kein Brief, nur eine Postkarte."

„Ich kann immerhin nachsehen, ob sie nicht zurückgekommen ist."

„Wenn Sie so gütig wären."

„An wen war die Karte adressiert?"

„An meinen Sohn!"

„Sie müssen mir den Namen und Bestimmungsort angeben!"

Nachdem der Alte dies recht umständlich getan, schlug der Beamte in einem dicken Buche nach, in dem die zurückgekommenen Postsachen verzeichnet waren. Da stand Name bei Name.

Der Beamte fuhr mit dem Finger Seite für Seite herab mit geschäftsmäßiger Sicherheit, und der Alte draußen vor dem Schalter folgte dem Finger mit ungeduldigen Blicken. Da hielt der Postbeamte einen Augenblick inne.

„Haben Sie etwas gefunden?"

„Es ist ein ähnlicher Name, der Bestimmungsort stimmt — ich will mal nachsehen."

Dann entnahm er einem Schrank einen Band Briefe und suchte das Stück mit dem ähnlichen Namen heraus. Richtig, eine Postkarte.

„Ist das die Ihrige?" fragte der Beamte.

„Bitte, lesen Sie mir den Inhalt vor, ich kann die Schrift ohne Brille nicht besehen. Aber ich weiß, was darauf stehen muß." Der Beamte zögerte.

„Ich bitte Sie noch einmal recht schön", wiederholte der Greis.

Und der Beamte las: „Lieber Sohn! Du hast doch einen sicheren Verdienst, von dem wir beide leben können. Du weißt, daß ich nur auf dich angewiesen bin. Ich kann nicht mehr arbeiten, bin alt und schwach. Ich habe nur das, was du mir schickst. Also ich bitte dich nochmals und begrüße dich als dein alter Vater."

„Freilich, freilich, das ist schon meine Karte, da hat der Bub' sicher die Adresse schlecht geschrieben — er hatte die Karte von einem bekannten jungen Manne schreiben lassen —, das sie nicht hingekommen ist."

Der Beamte las dem Alten auch die Adresse vor. Sie war ganz richtig. Da stand aber noch etwas auf der Vorderseite, wenn auch etwas undeutlich zwischen den Stempelabdrücken.

„Warum ist aber dann die Karte nicht hingeschickt worden? Das ist doch nicht in Ordnung?"

„Sie war ja dort, Alter, aber da steht es ja." Es wollte dem Beamten nicht gleich über die Lippen. „Da steht es ja — Adressat gestorben."

Er reichte dem Alten die Karte, die dieser mechanisch in Empfang nahm, das Auge starr auf dem Beamten gerichtet, der seine Rührung nicht verbergen konnte. Dann wankte der Greis einer Bank zu, die in der Halle des Postgebäudes aufgestellt war, die Karte noch immer krampfhaft in der zitternden Rechten. Zwei Worte, geschäftsmäßig, kalt und empfindungslos und so grausam! — Nein, nein! Es kann ja nicht wahr sein! Das ist ja nicht möglich. Die einzige Stütze seines Alters, sein Junge, sein alles. „Ich bitte recht schön!" Mit diesen Worten trat er auf einen Herrn zu, der gerade an ihm vorbeikam. „Ich bitte recht schön, was steht da auf der Karte da oben?" Er stieß die Worte hastig hervor, der alte Mann, und als der Angeredete teilnahmsvoll sagte: „Adressat gestorben!" — da faßte der Alte mit schmerzvoller Gebärde die Karte und schritt hinaus auf die Straße, in das Gewühl der Menschen, die alle teilnahmslos an ihm vorüberschritten und nicht auf die Karte achteten, die er noch immer in der Hand hielt. Und während seine tränenlosen Augen an dem bunten Leben, das ihn umgab, vorbei ins Leere starrten, lispelten seine Lippen ein über das andere Mal: „Adressat gestorben!"

Es trieb ihn hinaus, fort aus der Stadt, und bald hatte er sie hinter sich. Unermüdlich, unaufhaltsam ging er die Landstraße entlang, und als die Sonne hinter die Berge gesunken war, ging er noch immer dem Orte zu, wo sich jetzt die Grabstätte seines Sohnes befand. Endlich zwangen ihn die Dunkelheit und seine müden Glieder zur Rast. Er setzte sich auf den Wiesenrand neben der Landstraße und schlummerte ein.

Die Nacht senkte sich völlig herab auf die stille Straße, kalte Nebel umhüllten die Wiesen — die Sonne stieg endlich glanzvoll wieder auf, sie besiegte die aufsteigenden Düfte und wie Millionen von Diamanten glitzerten und glänzten die Reifkristalle an den Gräsern; aber es war eine kalte Schönheit, die das Herz nicht erfreut, der Schmuck eines Totenzimmers. Und der Greis lag am Wiesenrande still und regungslos; auch auf seinen Kleidern, in seinem Bart glitzerte es und in seiner Hand hielt er die Postkarte. — Er war tot.

Der Ruhmfabrikant

Heldengröße nach Maß — Weltruhm auf Abzahlung.

Bitte, das ist kein Druckfehler. Einen Rumfabrikanten haben wir natürlich alle schon einmal erlebt. Aber einen Ruhmsfabrikanten... Doch beginnen wir hübsch mit dem Anfang.

Ich mußte wohl, in Gedanken über Broterwerb und Geldsorgen ziemlich laut vor mich hingedacht haben, denn plötzlich fuhr mich eine schnarrende Stimme an, genau meinen letzten Gedanken aufnehmend: „Ja, werter Herr, warum werden Sie denn nicht berühmt?" — Ich fuhr empor. Durch Brillengläser trafen mich Blicke wie Stichflammen. Sie kamen aus einem nach allen Möglichkeiten eingekerbten Antlitz, dessen weiteste Vorsprünge, eine Spitznase und ein wippender Kinnbart, sich in mein Gesicht zu bohren drohten.

„Nur Mut, auch Sie können berühmt werden. Vertrauen Sie nur mir," meckerte die gräßliche Stimme von neuem.

Ich versuchte ein schwaches Lächeln: „Gewiß, aber..."

„Gar kein aber! Hundertprozentige Sicherheit. Benutzen Sie mein „Institut zur Erlangung von Weltberühmtheit G. m. b. H." Gegen angemessenes Honorar verpflichte ich mich, jedem Beliebigen innerhalb von 14 Tagen zu internationalem Ruhm zu verhelfen."

Ein Irrsinniger? schoß es mir durch den Kopf. Wie ziehe ich mich nur aus der Affäre? „Ach, wissen Sie, verehrter Herr, mir selber — ehem — liegt gar nicht soviel daran. Aber, Sie verstehen, ich habe eine sehr ehrgeizige Frau..."

„Eine Frau — ha, ha, ha," meckerte mein Visavis, „die machen wir sofort berühmt. Bei Frauen geht es am allerleichtesten. Was will sie werden? Ich offeriere, je nach Höhe der Anzahlung: Schönheitskönigin, Sommerkönigin, Miß Neutomischel, Modekönigin — — —"

„Aber, werter Herr," unterbrach ich erschüttert, „meine Frau ist durchaus keine besondere Schönheit. Sie hat ein ziemlich großes Muttermal auf der rechten Backe und ihre Beine sind auch nicht ganz senkrecht eingeschraubt."

„Was tut denn das? Schauen Sie sich doch mal die Photos der bisherigen Auserwählten vor der Retouche an. Durch Schönheit hat es noch keine geschafft. Hauptsache ist: die Jury liegt in unserer Hand. Ich arrangiere das Fest, bestelle die Schiedsrichter. Oder, damit die Sache nach außen hin unparteiischer aussieht, lassen wir das Publikum abstimmen."

„Da wird meine Frau wenig Chancen haben."

„Oho! Wir besetzen natürlich den Wahlvorstand. Nehmen wir an, Ihre Gnädige bekommt Nr. 14, dann liegen eben schon 800 Stimmzettel mit Nr. 14 in der Wahlurne, ehe der Schwindel losgeht. Die Auszähler haben dafür zu sorgen, daß keine von den anderen mehr als 700 Stimmen bekommt. Das sind ja Kleinigkeiten. Uebrigens, wenn Ihre Gnädige gar zu mies ist, dann lassen wir irgendein Probiermädel auf den Namen Ihrer Frau laufen. Ich hab da immer Ware an der Hand. Hauptsache sind natürlich meine Beziehungen zu Film und Presse. Die Grämlichwoche und die Popelwoche müssen uns hundert Meter Film in ihrer Wochenschau garantieren. An die „Beliebig Illustrierte" und die „Nacktausgabe" gehen Großaufnahmen Ihrer Gnädigen mit Blechkrone und imitiertem Hermelin. Großartig, fabelhaft! Ein paar Auslandsreporter werden auch bestellt."

„Ich weiß nicht, meine Frau könnte doch Bedenken haben. Vielleicht werde ich lieber selber berühmt."

„Auch gut. Da sind verschiedene Möglichkeiten. Obgleich bei einem Mann immer einige persönliche Unbequemlichkeiten zu ertragen sind. Wie wäre beispielsweise folgendes: Sie fahren auf einem Kinderroller nach Madrid. Natürlich muß ein effektvoller Name dabei sein: Der rollende Rolf. Statt des Rollers könnten wir auch ein Weinfaß nehmen. Oder wie wärs, wenn Sie sich auf eine Rolle Zeitungspapier setzten! In diesem Falle müßte natürlich die Route über die Pressa in Köln genommen werden. Titel: Der rollende Reporter. Oder Sie kutschieren einen Berliner Sprengwagen und lassen sich feiern als den Mann, der die Grenzen sämtlicher Staaten sprengt! Vielleicht würden Sie einen „Völkerbundsmilchwagen" vorziehen? Am wirkungsvollsten bleibt natürlich immer ein Ozeanflug."

„Um Gotteswillen — nein," wehrte ich schwach ab.

„Sie brauchen ja gar nicht zu fliegen. — Es genügt alle acht Tage eine Nachricht, daß Sie den Start wegen schlechten Wetters verschoben haben. Vor allem müssen wir irgendeinen neuen Trick dazu erfinden." —

„Vielleicht, daß ich auf der Fahrt Gedichte schreibe?"

„Ist schon dagewesen! Wir müssen was haben, wogegen ein blankgeputztes Monokel stumpf aussieht. Nicht so abgedroschene Requisiten, wie Amulette, Hunde, Katzen usw. Vielleicht wäre es das Richtige, genau über der Mitte des Ozeans eine Schnupftabakdose des alten Fritz abzuwerfen. Das macht Effekt, regt die patriotischen Gefühle an."

„Aber es gibt doch schließlich noch andere Methoden, berühmt zu werden," wandte ich ein. „Shakespeare, Galilei, Humboldt..."

„Quatsch, das war einmal. Wer wird sich denn noch ein ganzes Leben lang anstrengen, um berühmt zu werden, wo doch das heute in 24 Stunden bequem geschafft wird. Dichten, Forschen, wissenschaftlich Arbeiten — die schlechtesten und unsichersten Chancen! Liegt Ihnen vielleicht daran, erst dreißig Jahre nach Ihrem Tode berühmt zu sein? Sie wollen doch Ihren Ruhm auskosten, nicht erst als alter Mann, sondern so lange Sie jung und genußfähig sind. Wenn es Ihnen Spaß macht und Sie durchaus müssen, können Sie ja dicke Bücher schreiben. Aber glauben Sie bloß nicht, daß die heute noch ein Mensch liest! Damit können Sie als unterernährter Greis in einer Dachkammer sterben. Bestenfalls geben Sie dann eine Sensation ab, wenn Sie verhungert sind. Aber bestimmt nicht vorher. Liegt Ihnen was an Nekrologen? Die ersetzen nicht die Villa, die Weiber, das Auto, die Sie bei Lebzeiten hätten haben können. Nein, mein Lieber; Ruhm ist heute eine ausschließliche Angelegenheit des Films, der Konfektion, der illustrierten Blätter und der Schlagzeilen in den Boulevardblättern. Die aber brauchen Leistungen, die auch der Dümmste begreift, keine ausgefallenen wissenschaftlichen Theorien oder unverständliche Gemälde. Ich habe System in die Sache gebracht. Bei mir kann auch der Mittelmäßigste berühmt werden, wenn er nur die Spesen zahlt. Irgendein Rekord findet sich schon. Also los! Wie wärs mit einem Versuch? Die Kosten für garantierten Weltruhm betragen nur..."

Hier erwachte ich durch einen starken Stoß der Elektrischen. Aber es kam mir gar nicht vor, als ob ich nur geträumt hätte.

Jonathan.

Der Brief eines Verurteilten

Von Fr. Koch.

Der 1. Staatsanwalt Dr. F. Kotschi war vier Jahre — von 1923 bis 1927 — Oberdirektor der größten tschechoslowakischen Strafanstalt Bory und läßt jetzt einen Band Novellen: „Auf der Spur der Gerechtigkeit — Wahrnehmungen und Erwägungen aus der kriminalistischen Praxis —" erscheinen.

Ich war ein zwanzigjähriger Photographengehilfe und ein armer Mensch. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich mich aus meiner Armut und meinem Elend befreien könnte. Daß Reichtum darin besteht, über recht viel Geld zu verfügen, darüber belehrte mich das tägliche Leben. Und da ich zu photographieren und zu zeichnen verstand, kam mir eines Tages der Gedanke, daß ich mir allein Geld machen könnte.

Ich richtete mir also die nötigen Sachen ein, um Banknoten fabrizieren zu können und versuchte es, aber man kam mir darauf, und ich wurde den Gerichten übergeben. Ich wußte, daß ich etwas Unerlaubtes tat, aber ich beurteilte meine Handlungsweise von dem Standpunkte aus, ob ich jemandem dadurch einen Schaden zufügte. Und da ich damals dachte, daß sich der Staat auch nach seinem Belieben Banknoten erzeugen könne und ich keinerlei Ahnung von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Zahlungsmittel und ihrem notwendigen Schutze hatte, war ich der Meinung, daß ich dadurch niemanden schädige, wenn ich ein bißchen Papiergeld nachahme. Erst in der Untersuchungshaft wurde mir die Sache ganz klar, und ich bekam die Gewißheit, daß ich etwas Strafbares begangen hatte. Doch der Richter befaßte sich damit, die Beweisführung gegen mich fertigzustellen, er erkundigte sich ausführlich nach den Mitteln und die Art, wie ich die Durchführung meines Planes vorbereitet hatte, und ehe ich ihm meine Meinung auseinandersetzen konnte, war ich schon im Besitze der Anklageschrift, und bald danach stand ich bereits vor den Geschworenen. Es war mein einziger Wunsch, den Geschworenen zu erklären, wie ich zu meiner Tat durch eine, ich möchte sagen geradezu kindliche Anschauung gedrängt wurde. Doch mein Verteidiger, den mir das Gericht bestellte, sagte mir von allem Anfang an: Sprechen Sie nichts Ueberflüssiges, antworten Sie nur kurz auf alle Fragen und nichts mehr. Ich war bestürzt und erwartete gespannt, was jetzt kommen sollte.

Mein Anwalt vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß ich schuldlos sei. Er sprach schöne Worte über mich, die mich mit einer Art Stolz erfüllten. Er sprach lobend über meine künstlerischen Talente, er behauptete, daß ich deshalb Banknoten nachgeahmt hätte, um in der graphischen Kunst Routine zu bekommen. Ins andere Extrem verfiel der Staatsanwalt. Wenn mein Verteidiger etwas zu meinen Gunsten vorbrachte, das für mich ein kleines Plus ergab, so widerlegte er dies wieder so, daß für mich daraus ein ungeheures Minus wurde. Führte der eine der beiden für mich einen Zeugen an, um meine Schuld oder Unschuld zu beweisen, dann machte der andere gegen ihn Einwände, um in den Augen der Geschworenen seine Glaubwürdigkeit herabzusetzen.

Wahrheit und Unwahrheit wurden zu Dolchen, die miteinander um das Recht stritten, das abseits lag und zu dem man nicht durchdringen konnte. Diese Dolche aber waren Kniffe, Pfiffe und hohle, mit Pathos vorgebrachte Reden.

Anfänglich war ich ganz betroffen von der Art, wie bei Gericht das Recht erkämpft wurde, dann aber begann ich auch wieder an mich zu denken. Der Umstand, daß mein Verteidiger hier öffentlich meine Unschuld verteidigte, nötigte mir den Gedanken auf, daß es erlaubt sei, die Tat zu leugnen, und wirkte auf mein Gewissen ein. Ich kam allmählich zur Ueberzeugung, daß meine Tat nicht strafbar sei. Und als ich schließlich doch verurteilt wurde, hatte ich ein Gefühl des Unrechts, und ich empfand einen Haß gegen die Gerichte.

Es dauerte eine hübsch lange Zeit, ehe ich im Kerker wieder zu klaren Gedanken kam. Weshalb muß eine solche Art, das Recht zu erkämpfen, vor Gericht existieren? Weshalb müssen hier zwei Parteien mit solchen Mitteln, welche die Wahrheit verschleiern, um das Recht kämpfen? Vielleicht deshalb, weil die Geschworenen keine Juristen sind, und muß sich daher jede Partei darum bemühen, durch Geschicklichkeit und Gefühle ihre Ueberzeugung für sich zu gewinnen? All dies kann doch nicht der Wahrheit dienen. Ich selber kam ja überhaupt nicht dazu, freimütig zu erklären, wie ich über die Sache dachte. Ich glaube, daß mein Verteidiger sich fürchtete, daß ich ihm nicht seine Position erschwere. Und es ertötete in mir das Gefühl, die Schuld zu gestehen, es stumpfte mein Gewissen ab, so daß ich schließlich und endlich selbst keinerlei Gefühl mehr für die Größe meiner Verfehlung hatte. Es erschien mir dies alles um mich herum eher wie eine Theatervorstellung als eine Gerichtsverhandlung.

Als man mich Zwanzigjährigen in den Schwurgerichtssaal vor so viele Menschen führte, da regte sich in meiner Brust eine Art Stolz darüber, aber als man mich dann von hier wegschleppte, da empfand ich ein Gefühl der bittersten Enttäuschung.

(Autorisierte Uebersetzung von J. Reißmann, Prag.)

Meuterer

Von Henri Barbusse

Die nachstehende Erzählung führt in den Frühsommer 1917 und entstammt einem Band, den Henri Barbusse unter dem Titel „Faits divers“ erscheinen läßt. Die vom französischen Generalissimus Nivelle unternommene Champagne-Offensive war unter schauerlichen Menschenopfern gescheitert. Damals brachen in etwa dreißig französischen Frontdivisionen Meutereien aus. Barbusse erklärte, daß seine Schilderung dokumentarisch belegt werden könne.

„Sie meuterten, sagen Sie?“

„Ja, eine ganze Reihe von Regimentern. Das war bei Soissons, 1917.“

„Warum, eigentlich?“

„Es waren schlechte Franzosen. Sie sagten, sie hätten genug davon, vom Krieg. Es wäre ein Verbrechen der Minister, der Regierungen, der Reichen — mochten doch einfach die deutschen und die französischen Kriegsgewinnler das unter sich ausmachen .... kurz: alle Zersetzungserscheinungen, wie man sie bei Revolutionären beobachtet.“

„Was taten sie denn nun aber?“

„Sie setzten ihre Offiziere gefangen. Ja, mein Herr, das haben sie gewagt.“

„Haben sie sie umgebracht?“

„Nein, aber sie sperrten sie in ihren Villen ein. Dann demolierten sie die Reifen der Autos. Sie haben sogar Maschinengewehre in Stellung gebracht, um sich zu verteidigen. Aber dann bedienten sie sich ihrer doch nicht. Schließlich gelang es, sie zu umzingeln, zu entwaffnen. Endlich loste man 250 Mann aus ihrer Zahl aus.“

„Warum 250?“

„Ja, mehr — dann waren es vielleicht zu viel gewesen. Sie verstehen... und weniger, das war wahrhaftig nicht genug... Diese 250 Meuterer also, durch das Los aus der Zahl der anderen gewählt, lud man ein, auf Lastkraftwagen zu klettern. Sie taten es lächelnd. Dann fuhr man sie den ganzen Tag über in der Umgegend spazieren.“

„Man fuhr sie spazieren?“

„Ja, das heißt, man fuhr sie kreuz und quer über die Felder, durch die ganze Gegend. Sie sollten nämlich keine Ahnung haben, in welchem Ort sie sich befänden. Am Abend wurden wir dann angehalten.“

„Wir? — Warum? Waren Sie denn dabei —?“

„Natürlich, war ich dabei, wenn auch nicht unter den 250. Ich gehörte zur Begleitmannschaft.“

„Sie mußten warten. Die Stunden rannen hin. Ein Offizier sagte: „Es wird erforderlich sein, daß wir die Namen dieser Leute haben — für später.“ Und ein anderer der Herren, ein Menschenkenner, wie ein Romanschriftsteller, befahl: „Geben Sie alle Ihre Namen an. Es wird Wein verteilt.“ Sie gaben alle die Namen an. Sie können es sich denken. Aber auf das Viertel Wein warten sie noch heute.

Als die Nacht eingebrochen war, führte man sie quer über die Ebene über Laufgräben hinweg, die voll von Menschen und Bajonetten waren. Als kein Graben mehr zu passieren war, ließ man sie noch ein wenig vorgehen. Dann kam das geflüsterte Kommando: „Halt!“ Man hieß sie sich setzen, auf die blanke Erde, einen neben den anderen, ganz dicht: „Setzt Euch!“ sagte man ihnen, „nehmt Tuchfühlung, aber niemand wage sich zu rühren!“ Man ließ sogar von Mund zu Mund die Parole weitergeben: „Achtet nach vorn, habt gut Obacht!“

Dieser letztere Befehl sollte daran hindern, zu bemerken, daß die, welche sie hierher geführt hatten, sich langsam davonschlängelten, mit viel Vorsichtsmaßregeln, und daß sie vorsichtig versuchten, an die Ausgangsorte zurückzugelangen.

Und jetzt umfingen Schweigen und Einsamkeit den Menschenhaufen, aus dem 250 Augenpaare angespannt nach vorne spähten, bis der Feuerzauber der täglichen Beschießung des Feindes sie umgab.

Hinten war man derweil nicht müßig geblieben. Wozu war denn das Feldtelephon da? Unsere Batterien hatten Befehl erhalten, ihr Feuer zu korrigieren und es auf eine massierte Gruppe zu konzentrieren — in der gleichen Mulde, nahe der vordersten Linie, über der der Feuerschein einer wilden Beschießung sehr präzis das Ziel markierte.

250 Menschen, lebend und guter Dinge, das ist keine kleine Sache. Aber einige leuchtende Feuerstreifen, Hackmesserschläge von Granatdetonationen, hierher, dorther, übers Kreuz die berüchtigte „Gabel“, einige aufspritzende Sprengfontänen, ein paar Hagelschauer von Geschossen und schließlich das Punktfeuer der Maschinengewehre, das sich auf alle vergessenen Striche ergoß — so wurde der Menschenhaufen in ein Hachee von Fleisch und Knochen und von Zeugfetzen verwandelt: sie hatten ja nicht einmal Waffen.

Die Offiziere dachten doch an alles. Man organisierte mit einem Aufwand von Vorsichtsmaßregeln die Geheimhaltung jener Affäre, und uns allen, die wir mitgemacht hatten, uns nahm man einen Eid ab, daß wir absolutes Schweigen bewahren würden. Wir schworen den Eid und haben ihn gehalten, solange es nötig war. Man hat eben seine Ehre — oder hat sie nicht.“

Leider wird man niemals erfahren, was französische Offiziere alles in diesem Krieg gewagt haben. Diese Heldentaten sind von Scheusalen verübt, die uns damals kommandierten, einige dieser Scheusale werden uns auch ohne jeden Zweifel im künftigen Krieg wieder kommandieren.

Ich wende mich nun heute an alle Menschen von Gewissen, damit sie von dieser Geschichte reden, weil es trotzdem notwendig ist, daß man von ihr rede. Und ich will auch vor allem sagen, daß die wahren und treuen Komplizen der militärischen Verüber dieses Verbrechens und der Polikaster der Demokratie — ihr seid, ihr, die ihr ruhig bleibt und „Amen!“ sagt, ihr anderen, die „honetten Leute“, die „guten Bürger“.

Merkworte:

Hinter einer Volkswahl muß eine Volksmacht stehen.

*

Eine Minute Schweigen bessert viele Reden aus.

*

Kompromisse täuschen leicht nicht vorhandene Gerechtigkeit vor.

*

Die wertvollsten Originale bleiben kopielos.

*

Lebe im Jetzt, in dem Augenblick, der dein ist, und kürze der Phantasie ihre Flügel, wenn sie in die Zukunft hinaus will.